

Aus schweizerischer Dichtung : der Wanderer und der Weg

Autor(en): **Bodman, Emanuel von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 17

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747895>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus Schweizerischer Dichtung.



Der Wanderer und der Weg.

Gedichte von Emanuel von Bodman.

Das Haus.

Das sind die alten Bäume,
Noch strecken sie die Äste aus.
Die Wiesen sind von Blumen schwer,
Drüben schimmert das Haus.
Hier ging, versenkt in seine Träume,
Mein Vater oftmals hin und her.
Mir ist: ich höre seinen Schritt,
Und ich bin klein und gehe mit,
Und Funken glimmen auf im Grund.
Mein Auge hängt an seinem Mund,
Daß er mir Antwort sage
Auf eine große Frage.
Mild glänzt sein Bart im Dämmerlicht,
Und ruhig leuchtet sein Gesicht.
Was fragte damals wohl mein Mund! —
Weh: fremde Knaben singen
In meinem Heimathaus . . .
Und nun breitet die Nacht ihre Schwingen
Auf alle Menschen aus.

Die Harfe.

Meine Mutter schlug die Harfe
Wohl in mancher Nacht.
Golden haben da die Saiten
Unter ihrer Hand gelacht.
Aber eine feine rief
Einmal auf. Das klang wie Schmerz.
Und da griff sie sich ans Herz,
Unter dem es traumvoll schlief.

Mutters Harfe stand seit langem
Unberührt. Nur manche Nacht
Trat mein Vater stummversunken
Vor sie hin, wenn er gewacht.
Aber einstens schien der Vollmond
Durch den kahlen Ast herein,
Und da konnt er sich nicht halten,
Griff hinein:
Wieder klangs in süßem Beben

Und in unfäßbarer Not.
Und nach einem Monde heben
Seine Hände mich ins Leben,
Und die Mutter, die lag tot.

*

Seit jenem Winter griffen meine Hände
Oft aus der Wiege nach der Mutterhand
Und griffen leere Luft und kalte Wände,
Bis ich, noch Knabe, ihre Harfe fand!

Himmelsnähe.

Nacht, wie ich zum ersten Male
In das Licht der Sonne sah,
Steh ich hier im weiten Tale,
Und der Himmel ist mir nah.

Lerchen fliegen, Lerchen schweben
In die Flut des klaren Blaus,
Und mit ihren Flügeln heben
Sie mein Herz zum Leib hinaus —

Bis ich warm vom süßen Schalle
Selbst ein froher Flieger bin.
Schweb ich doch auf unserm Balle
Mit um diese Sonne hin!

Lied eines Führers.

Der Morgen graut, der Ostwind braust
Und läßt die Wolken treiben.
Mein Püdel wächst in meiner Faust.
Wem vor den Höhen und Tiefen graust,
Der mag im Tale bleiben.

Doch die wie ich, vom Steigen heiß,
Sehnsucht nach Äther haben —
Hut ab vor euch! Beperlt mit Schweiß
Will ich uns hier im ewigen Eis
Eine neue Stufe graben.

Am Grab.

Nun liegst du in der dunklen Erde drin,
Indes die Blüten an die Kelche pochen.
Man sagt, zuletzt hast du von mir gesprochen,
Der ich einst hoffnungslos gegangen bin.

Du hast mich nicht geliebt so wie ich dich,
Und nun war ich es doch, der deinem Leben
Den letzten Glanz, den einzigen, gegeben,
Bevor dein stiller Mädchentag verblich.

Meine Rose.

In meinem Garten leuchtet eine Rose
In zarter, doch verhängnisvoller Pracht.
Aus ihrem tiefen rätselhaften Schoße
Quillt schwüler Duft, am schwülsten in der Nacht.
Und hat mein Mund von diesem Duft getrunken,
Schau ich sie an in meinem Blut berauscht.
Und dann, dann horche ich in Angst versunken
Dem Winde zu, der in den Kronen rauscht.
Und ich vernehme auch ihr stummes Stöhnen.
Ich wehre ab. Sie ist so jung und rot.
Und doch, ich suche mich hart zu gewöhnen
An eine kalte Stunde, die uns droht,
Damit ich nicht erschreckt aufs Antlitz falle,
Wenn einst die Leuchtende im Wind verweht,
Nicht in Verzweiflung meine Hände falle,
Wenn hier mein Garten ohne Rose steht.

Rätsel.

Mit Wasser bespreng ich den Leib,
Den vor mir ein Andrer besessen.
Einst werde ich, o Weib,
Vielleicht den Schatten vergessen,
Der zwischen Brust und Brust,
Sobald es Tag wird, dunkelt,
Allein in der Nacht der Luft,
Wenn Stern im Sterne funkelt,
Verschwindet. Weib, was spricht
Dein Herz, was lächelt dein Mund?
Ich tauche in dein Gesicht
Und komme nie auf den Grund.

Die Barke.

Nun steure ich mit sicherer Hand
Meine Barke in die dunkle Ferne.
Am Bug, da hängt eine rote Laterne,
Am Heck da hängt eine schwarze Laterne.
Es gab wohl einmal eine Zeit,
Wo sich mein Boot im Winde drehte:
Dicht neben mir, da saß ein Weib
Mit schwarzem Blick und schwarzem Haar,
Das nicht mehr mit mir einig war,
Wenn der Wind in die Segel wehte.
Was ist es wohl, das meinem Boote
Den wunderbaren Gleichgang gibt?
Dort unten in dem Kielraum liegt
In schwarzem Haare eine Tote.

Hier oben, an mein Knie geschmiegt,
Den stolzen wellenblauen Blick
Still über meinem Sturmgeschick
Ein Weib, das meine Fahrten liebt.

Die helle Nacht.

O still: der Berg mit seinem Hang
Trat silbern aus dem Dunkeln.
Der Wildbach tost am Fels entlang,
Und seine Wellen funkeln.
Ich nehe lautlos meine Hand
Und laß die Welle fließen:
Bald neht der Strom im tiefen Land
Mein Haus und meine Wiesen.

Nun magst du wohl am Fenster stehn
Und in den blauen Garten,
Ins breitgewordne Wasser sehn
Und auf den Wandrer warten,
Dein Herz dem gleichen milden Licht
Enthüllen, bang von Fragen,
Und dann mit glänzendem Gesicht
Es stumm zur Ruhe tragen.

Der Morgen.

Dein Fenster glänzt, dein ganzer Garten
Glitzert im ersten Tau.
Ich bin früh ausgegangen
In freudigem Verlangen.
Die Blumen stehn wie Bräute da,
Mit Staunen und mit Bangen
Den Glanz der Sonne zu empfangen.

Da steh ich unter deinem Zimmer.
Noch ist der Vorhang zu,
Noch schlummerst du,
Noch fühlst du kaum den Morgenschimmer,
Noch pocht dein Herz in süßem Leid,
Noch träumt im Schrank dein weißes Kleid,
Und morgen früh um diese Zeit
Bist du mein Weib, du Liebe du!

Der große Kelch.

Aber Nacht
Ist die Liebe aufgewacht,
Hat den großen Blütenkelch,
Der uns heilig schauern macht
Und die Seele lautlos füllt,
Ganz entfaltet und enthüllt.

Einstmals hat ihn meine Hand
So gefühlt
Tief im Anfang, du.
Und dann ging er wieder zu,
Fast als hätt er sich verfühlt.
Lange Zeit
Fürchte deine Züge Leid,
Und ich hab in Einsamkeit
Ferne Sehnsucht aufgewühlt.

Schimmernd ist er aufgegangen,
Sieh, mit welchem Duftverlangen
Sich der Kelchrand öffnen will!
Und da stehn wir Hand in Hand
In dem dunklen Gartenland
Vor dem Wunder still.

Enthüllung.

Nun komm, Geliebte, laß die Hand
Von meiner, daß ich dich enthülle!
Wie heben unter dem Gewand
Die Brüste ihre junge Fülle!
Laß fallen: o nun stehst du da,
Ein weißes Wunder in der Nacht,
Mit Augen, die noch nicht erwacht,
Und was ich einst im Traume sah,
Steht hier, daß es mich selig macht.

Süßer Schmerz.

Ich weiß, ich hab dir Schmerz gebracht
Mit meiner Sehnsucht in die Weite,
Wenn mich die blaue Sommernacht
Hinweggelockt von deiner Seite.

Und doch: kann ich denn anders du?
Darf ich denn ganz in dir versinken?!
O schließe deine Augen zu
Und laß mich deine Küsse trinken,

Und laß dir sagen, Weib, daß ich
Dich mit so wildrem Wunsch begehre,
Komm ich von fern und finde dich
So schön in deiner bangen Schwere!

Der Sturm.

Tief aus dem Grunde der Berge hebt sich der Sturm,
Reckt sich und schüttelt urtiefen Schlaf
Von den gewaltigen Gliedern.
Nun rennt er,

Überdrüssig der brütenden Stille,
 Barfuß die steile Wand empor
 Und schlägt mit geballter Hand
 An den Granit,
 Daß es rings von den Felsen dröhnt.
 Dumpfe Sorge im Blick
 Flieht der Senn mit der dunklen Herde
 Talab.
 Was in der Sonne flog,
 Duckt sich tief in die Kräuter und Steine.
 Aber die Bäche, die Quellen und Flüsse,
 Die in rieselnder Ungeduld
 Gewartet hatten,
 Fluten losgebunden in jauchzendem Mut
 Der Erde über den lechzenden Leib.
 Und wem Trotz die Lippen wölbt,
 Stimmt ein, stimmt ein
 Reif zum Leben und reif zum Tode,
 Die Angst unter den Füßen,
 In das freie Gelächter des Sturms,
 Wie er da oben die silbernen Kübel löst
 Und das blanke Wasser
 Hinunterstürzt
 Vielen zum Tode und vielen zum Leben.

Zum Grat.

Zum Grat! nur noch die eine Wand!
 Mit festem Blick, mit Fuß und Hand
 Muß ich ihn doch erreichen.
 Und wenn der Berg hinunterzwingt,
 Ist's nicht mein Geist der mich beschwingt?
 Ihm muß der Urbloß weichen.
 O wie die reinen Wolken ziehn
 Hoch über alle Gipfel hin
 Und sich zu ihnen neigen!
 Zum Grat! Und ruft's im Leibe: bleib!
 Dann will ich über meinen Leib,
 Den mattgewordnen, steigen.
 Und lieber möcht ich auf dem Pfad
 Zum höchsten lichtumflössnen Grat,
 Vom Tod geführt, versinken,
 Als nie mit weitgewordner Brust
 Vollauf die große Sonnenlust,
 Ein Herr vom Berge, trinken.

Der Wanderstoß.

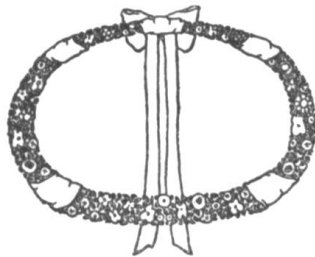
Das aber weiß ich: einmal wieder
 Nehm ich den alten Wanderstoß
 Und schreite in die Länder nieder
 Mit offenem Blick und offenem Roß.

Und lege Lust und Schmerz beiseite
Und schweife in den Tag hinein,
Nur immer weiter in die Weite,
Durch Regen und durch Sonnenschein.

Was mir der Tag bringt, nehm ich gerne,
Ich tränke freudig Herz und Sinn.
Allein beim ersten Blick der Sterne
Leg ich es lächelnd wieder hin.

Und nehme nichts als meinen Stecken
Und wandre auf dem Kleid der Nacht,
Die reich an Wonne und an Schrecken
Das Leben ungewisser macht. —

Und muß ich auf die große Reise,
Dann laß ich auch den Stock zu Haus.
Im Festgewande tret ich leise,
Begierig, was es gibt, hinaus.



Stimmen und Meinungen.*



Vollbürgertum und Weiblichkeit.

Von Dr. Gertrud Woker, Bern.



Es ist ein seltsames Doppelbild, das ein und dieselbe Sache im Licht der Gegenwart und im Licht der Vergangenheit bietet. Mit heller Begeisterung jubelt man den Helden der Schweizer Freiheitskämpfe zu, dem unbeugsamen Troß der Kraftgestalten der Reformation, der französischen Revolution mit ihrem flammenden Protest gegen Ungerechtigkeit und Widersinn, der Aufhebung der Sklaverei, der Emanzipation der arbeitenden Klassen und so vielen anderen Konflikten

* Alle Einsendungen in dieser Rubrik werden nur unter voller Verantwortlichkeit der Verfasser abgedruckt, müssen aber nichtsdestoweniger in ruhiger, sachlicher Weise abgefaßt sein und dürfen keine persönliche Spitze enthalten.